

Die Entwicklung der Psychologie und ihre Bedeutung für die Gesellschaft im 21. Jahrhundert

Prof. Dr. Rudolf Bretschneider
Enquete 20 Jahre Psychologengesetz
BM für Gesundheit, 8. April 2011

Offen gestanden: ich habe gezögert, die Einladung zu diesem Vortrag anzunehmen. Ich überblicke nur einen Teilbereich des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, in dem „Psychologie“ eine Rolle spielt. Mein Studium der Psychologie an der Uni Wien liegt lange zurück; doch als Vater zweier Töchter, die Psychologie studiert haben bzw. studieren, als Gesprächspartner alter und neuer Freunde, die an diversen Universitäten lehren, und als langjähriger Markt- und Sozialforscher, der sogenannte psychologische Studien durchgeführt hat, habe ich mich – wie Sie sehen – entschlossen, zum gestellten Thema zu sprechen. Es bietet die Möglichkeit der Reflexion für einen Universaldilettanten (der Ausdruck stammt angeblich von Sigmund Freud, von dem wir am Wiener Psychologischen Institut nie etwas gehört haben).

In der ersten Vorlesung im „Audi Max“ leitete der damalige Institutsvorstand, mein später von mir geliebter Professor Hubert Rohrer, mit der Bemerkung ein, dass wir mit dem Studium der Psychologie nur schlechte Berufsaussichten hätten. Dabei war die Zahl der Psychologiestudenten und -studentinnen damals vergleichsweise gering, auch die Seminare konnten in kleinen Hörsälen stattfinden. Man kannte die Assistenten, Dozenten, Professoren persönlich; es gab legendäre Institutsfeiern und ein Kolloquium mit Post-Colloquium im Cafe Schwarzspanierhof; selbstorganisierte Weiterbildung in neuen quantitativen Verfahren – es war eine andere Zeit. Es gab Statistik, Testtheorie, experimentelle Psychologie, Entwicklungspsychologie, Persönlichkeitspsychologie; Neuropsychologie stand am Anfang; um eine Vorlesung in Sozialpsychologie mussten wir (1968) kämpfen; Tiefenpsychologie musste man anderswo hören; Soziologie war mit dem Studium nicht ohne weiteres kombinierbar. Aber, im übertragenen Sinn galt: „anything goes“; es war eine durchaus anregende Zeit.

Hat die Psychologie seither bedeutende Fortschritte gemacht? (Arthur Koestler hatte ja einmal sarkastisch behauptet, sie nähere sich asymptotisch der Irrelevanz.) Nun – nicht im Sinn „großer Theorien“, alles erklärender Konzepte. Charakteristisch scheint mir – im Rückblick – eher die zunehmende Differenzierung: es gab die große Welle der Lerntheorie mit angeschlossener Verhaltenstherapie, die kognitiven Theorien, daneben weiterhin die mathematischen Modellierungsversuche, die Neuropsychologie bis hin zur Entwicklung von Bio-Feedback und vieles andere mehr.

Das Bemerkenswerte scheint mir aber das Eindringen psychologischen Konzepte in andere Themenfelder zu sein: in die Kommunikationswissenschaft, in die Ökonomie (behavioral economics), wo sie sich als Wirtschaftspsychologie etablierte, in die Kriminologie, in die Medizin (wo sie als Psychosomatik gerade in Österreich schon lange ihren Platz hatte) und wenn man etwas nachdenkt, merkt man wie viele Bereiche von Psychologen geradezu „durchflutet“ sind; zumindest im Vokabular. Große Teile der Kunst (Film, bildende Kunst, Literatur) haben sie als Nährboden (oder als Feindbild); Politiker nutzen sie (oft schlecht, oft ungenügend, oft ohne sich dessen bewusst zu sein), wenn sie „incentives“ setzen, Stereotype nutzen, Feindbilder konstruieren; Architekten rekurren auf Psychologie, wenn sie auf Wohnbedürfnisse (Schutz, Geborgenheit, Intimität, etc.) Bezug nehmen; Verkehrspsychologen versuchen, die möglichen Wirkungen von aggressionsdämpfenden oder stauverhindernden Maßnahmen zu analysieren; in Organisationen und Betrieben bedient man sich bei Personalauswahl, Teamtraining, Führungsverhalten vielfach psychologischen Konzepten: etwa bei der Analyse, durch welche Faktoren Motivation und Engagement gefördert bzw. blockiert wird; mit gruppenspezifischen Ansätzen versucht man Teams „zusammenzuschweißen“; Leadership wird durchleuchtet und trainiert; Angestellte werden „gecoacht“ und supervidiert; und Kurse für die Früherkennung von „burn-out“ und deren Bekämpfung boomen geradezu; im Bereich der Schule bzw. der Berufsausbildung werden Eignungstests eingesetzt; psychologische Beratung soll verzweifelten Eltern bzw. dem Lehrpersonal helfen; Psychologen fungieren als Berater

in schwierigen Entwicklungsphasen der Kinder oder sind als Therapeuten tätig; und dann gibt es natürlich das weite Feld der Gesundheitsberufe, in denen auch Psychologen tätig sind: in Kliniken, ambulanten Einrichtungen, in Privatpraxen, in pädagogischen Zentren und in der Seniorenberatung; und der Bedarf an Leistungen, die nicht nur aber auch durch Psychologen und Psychologinnen erbracht werden, ist gewaltig angewachsen: Die Krankheitstage, die auf psychiatrischen Krankheiten zurückgeführt werden, ist zwischen 1991 und 2009 um 184% gewachsen (von 850.000 auf 2,4 Million). Der Neuzugang in der Pensionsversicherung wegen geminderter Arbeitsfähigkeit infolge psychischer Krankheiten stieg zwischen 1995 und 2009 um 154%. Das ist – allein auf diesem Gebiet – eine Herausforderung für Menschen, die sich mit objektiver Diagnose, Prophylaxe und Therapie beschäftigen.

Ich könnte mit der Aufzählung von Berufsfeldern, in denen auf Psychologie zurückgegriffen wird, noch fortfahren (und werde das in einem speziellen Fall auch noch etwas vertieft tun): da gibt es die schon lange existierenden Arbeitsbereiche im Sicherheitsdienst (BH, Polizei) und die neueren im Bereich der Suchtforschung (alt im Zusammenhang mit Alkohol, neu bei Spiel- oder auch Konsumsucht) oder der Betreuung traumatisierter Personen nach Katastrophen.

Was hat dazu geführt, dass „Psychologie“, die ja nicht mit der einen „großen Theorie“ oder mit handfesten „Fortschrittskonzepten“ wie diverse Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Biologie) aufwarten kann, quasi „ubiquitär“ geworden ist und in so vielen verschiedenen Bereichen von Gesellschaft und Wirtschaft Fuß gefasst hat?

Ich bin kein Historiker – und historische Erklärungen können – wissenschaftstheoretisch gesehen – auch kaum beanspruchen, „kausale“ Erklärungen zu sein; sie erfolgen ex post und aus ihnen abzuleiten, welche Entwicklungen zu erwarten sind (und den Hang zur Prognose haben heutzutage allzu viele) wäre etwas verwegen. Die folgenden Überlegungen versuchen ein paar gute, vielleicht hinreichende Gründe zu finden, weshalb Psychologen und Psychologinnen in so viele Bereiche vorgedrungen sind (was

meinem verehrten Psychologieprofessor vor etwa 50 Jahren eher unwahrscheinlich schien).

Ein „Grund“ (eine Voraussetzung, ein begünstigendes Moment) ist wahrscheinlich die in modernen sogenannten westlichen Gesellschaften Wertschätzung des Individuums. Diese hat eine lange und durchaus wechselvolle Geschichte im sogenannten Abendland, in der griechischen, christlichen und jüdischen Tradition, die Philosophen und Historiker, die mit der Renaissance und der Aufklärung und ihren Folgen besser vertraut sind als ich es bin – besser nachzeichnen können (Charles Taylor hat vor Jahren ein umfangreiches Buch diesem Thema gewidmet; und in den letzten Jahren hat auch die Soziologie diesen Trend zur „Individualisierung“ verschiedentlich zu beschreiben versucht). Im Zuge dieser Entwicklung gab und gibt es aber auch Phasen, in denen die Wertschätzung des Kollektivs dominiert, in denen der Einzelne wenig zählt und ihm politisch und auch forschungsmäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es wird interessant zu beobachten sein, mit welchen Problemen sich psychologische Fragestellungen in Kulturen entwickeln, die über lange Zeit nicht die zumindest theoretische Wertschätzung des Individuums kannten – in denen der Stamm, die Ethnie oder die Klasse oder ähnliches die Stellung, die Identität des Menschen dominiert. Vielleicht werden dort zunächst sozialpsychologische, gruppenbezogene Fragestellungen entwickelt werden (so nicht in der globalisierten Welt die in der westlichen Welt dominierenden Muster einfach übernommen und wo notwendig adaptiert werden). (Storfer: Gelbe Post.)

Ein zweiter „Grund“, der allerdings mit dem eben genannten zusammenhängt, liegt im Glauben, dass die Psychologie etwas zur Selbst- und Fremderkenntnis beitragen kann. Das „Erkenne dich selbst“ hat eine lange Geschichte. Es hat unsere Kultur neben den Bemühungen, die äußere Welt, die Natur und ihre Regelmäßigkeiten und Gesetze zu erkennen, beschäftigt: zunächst die Denker und die Dichter und in zunehmendem Maß die „Rezipienten“ ihrer Werke. Die „Entdeckung der Innerlichkeit“, das Aufkommen der Selbstreflexion, geschah nicht wie eine plötzliche Offenbarung. Denken sie an die

Selbstbeobachtungen des Marc Aurel, die Bekenntnisse des Heiligen Augustinus, an die nachdenklichen Gedichte Walthers v.d. Vogelweide, an manche Monologe Shakespeares, an die psychologischen Romane des 18. und 19. Jahrhunderts, die den Gründen und Abgründen menschlichen Handelns (Denkens und Fühlens) nachzugehen versuchten (bis zur literarischen Entdeckung der „Kernlosigkeit“ oder Leere des „Ich“). Das „Ich“ und seine Bestimmung rückte auch ins Zentrum philosophischen Nachdenkens – teilweise um herauszufinden, was wir als Menschen sind, was wir wissen können und womit wir rechnen müssen, wenn wir (nicht gottgegebene) Moral entwickeln: bei Descartes, später bei David Hume, der im „ A Treatise of Human Nature“ die Bausteine und Grenzen menschlichen Erkennens einer kritischen Prüfung unterzogen hat, und beim „Ich“ als einem Bündel von Impressionen landete; ein Konzept das noch Ernst Mach, der vom „unrettbaren Ich“ gesprochen hat, beeinflusst hat.

Heute wird die Frage nach dem (wissenschaftstheoretisch begründeten) Menschenbild der Psychologie (meiner Kenntnis nach) selten explizit gestellt: nach Psychoanalyse, nach Behaviorismus, nach Phänomenologie, etc. Psychologische Fragestellungen sind in andere Gebiete „eingewandert“ oder wurden von diesen herangezogen: u.a. von der Neurophysiologie (Boom der Hirnforschung), von der Ökonomie (behavioral economics), von der Medizin (die dem Psychischen eine Rolle einzuräumen bereit ist; vor allem wo sie auf Grenzen stößt).

Wenn Psychologie in so viele Forschungs- und Tätigkeitsfelder „eingewandert“ ist, so bedingt dies, dass man als psychologisch geschulte Person die Fragestellungen des betreffenden Gebiets aufzugreifen bereit ist und den eigenen „approach“ (das genuin psychologische Wissen, die psychologische Perspektive) einzubringen versucht: indem man etwa das Modell des „homo oeconomicus“ modifiziert, die Fixierung auf Anatomie und Physiologie aufbricht; ja den Einflüssen des „Logos“ einen wichtigen Platz in der menschlichen Existenz zugesteht und ihn wiederentdeckt (dabei wird auch der Scientismus kritisiert, der in vielen – oft impliziten – Modellvorstellungen („der Mensch

als Maschine“, das „Bewusstsein als Elektronen-Protonen-Aggregat“) den Menschen depersonalisiere (R.D. Laing in: The Divided Self). Das beharrliche Auftauchen solcher Fragen zeigt, dass das Eindringen der Psychologie in Bereiche wie Ökonomie, Neurophysiologie, Informationstheorie usw. nicht nur diese beeinflusst, sondern auch auf psychologische Strömungen einwirkt und die Konzentration auf bestimmte Fragestellungen (verbunden mit bestimmten Forschungsmethoden), spezifische Vorstellungen (Konzepte) vom „Menschen“ schlechthin prägen kann. Ich gestehe, dass dieses Thema meine Darstellungskapazität übersteigt. Ich bin aber überzeugt, dass eine systematische Reflexion dieser Fragen (nach den Menschenbildern der Psychologie und ihren Quellen und „drivern“) immer wieder notwendig ist.

Nicht zuletzt wegen eines Umstands, der mir ein weiterer „Grund“ für den gesellschaftlichen Erfolg der Psychologie zu sein scheint: die unerträgliche Leichtigkeit ihrer Trivialisierung/Trivialisierbarkeit. Psychologische „Erklärungen“ sind als heuristische Schemata im Alltag – im privaten und öffentlichen – heimisch geworden.

Mit gedankenloser Selbstverständlichkeit gebraucht man Begriffe wie „das Unbewusste“, „Frustration“, „Überkompensation“ oder auch „Intelligenzquotient“; Journalisten „erklären“ die Motive, die Politiker für ihr Handeln haben, oder die Manager „treiben“. Aggressionen im Verkehrsverhalten werden als Folge der Störungen des Selbstwertgefühls gedeutet, Verbrechen versucht man als Ausdruck von Persönlichkeitsstörungen zu verstehen, „Burnoutsymptome“ als Konsequenz von negativem Stress, etc. Oft bieten sich psychologische Begriffe allzu leicht als Erklärungshilfen an – ohne dass dadurch die oft komplexen Zusammenhänge wirklich klarer werden; aber es „stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“. Häufig tragen auch „Psychologen“ durch übermäßigen Gebrauch von Jargon zu dieser Trivialisierung bei; und da er weniger schwer zu sein scheint als der anderer Wissenschaften vom Menschen (man denke etwa an die Soziologie), geht es leichter in den allgemeinen Sprachgebrauch über und das verstärkt den Eindruck der Allgegenwart von Psychologie.

Versteht man als gelernter Psychologe/Psychologin sich selbst und andere Menschen mit Hilfe des Gelernten tatsächlich besser? Fällt man auf sich selbst bzw. auf andere weniger leicht herein? Verhilft ein Studium der Psychologie und anschließende Praxis zu dem was man als „Menschenkenntnis“ bezeichnet? Ich habe da, für mich persönlich, durchaus meine Zweifel (obwohl ich zu wissen glaube, dass diese Hoffnungen oft ein Grund für die Wahl eines einschlägigen Studiums sind, und dass diese in manchen Ausbildungswegen systematisch angestrebt wird, und manch einer daran glaubt, einen entsprechenden „durchschauenden Blick“ zu haben).

Ich glaube, das ist mein bescheidenes Credo in diesem Zusammenhang, dass ein Studium der Psychologie wie ich es kennengelernt habe, ein gutes methodisches Rüstzeug gibt, um menschliche Reaktionen und menschliches Verhalten gezielter zu beobachten und zu analysieren, in Teilaspekten zu „erklären“ und bestimmte Abläufe zu verstehen, was im Idealfall auch die Möglichkeit einschließt, begrenzte Prognosen zu tätigen. Kenntnisse von Entwicklungspsychologie, Wahrnehmungspsychologie, Lerntheorien, Sozialpsychologie etc. sind dabei durchaus hilfreich; und die Ausbildung in Forschungsstrategien (Statistik, Testtheorie, Experiment) bilden ein gutes Fundament, das das Denken diszipliniert, zum Denken in konkreten Operationen zwingt und „die schweren Wolken dunklen Wortschwalls“, die so manches sozialwissenschaftliche Vokabular überlagern, vertreiben kann.

Ich verfüge über keine empirische Studie, die die Tätigkeit „gelernter PsychologInnen“ in Berufen beschreibt, die nicht zum engeren Tätigkeitsfeld der Psychologie gehören; aber ich kann etwas über meine Erfahrungen in der Marktforschung und angrenzenden Feldern berichten. In der sogenannten Markt-Meinungs- und Kommunikationsforschung waren fast von Anbeginn an auch Psychologen tätig, unterschiedlichster Schulprovenienz. Die Gründung der GfK verdankt sich auch der Einsicht von Ökonomen, dass man das Konsumverhalten von Haushalten bzw. Individuen mit ökonomischen Modellen nur unzureichend erklären kann; in Österreich brachten Persönlichkeiten wie Paul Lazarsfeld, der auch als Pionier der empirischen Sozialforschung gelten kann, ihr

psychologisches Denken in das neue Fach Market- und Kommunikationsforschung ein. Missverständliche Begriffe wie „Tiefeninterviews“ verraten den Versuch, dem Konsumverhalten mit psychoanalytischem Vokabular näher zu kommen; aber auch jenseits solcher oft modischen Versuche, sind psychologische Konzepte (aus Wahrnehmung, Lernen, Kognition, Entscheidungsverhalten, Informationsverarbeitung) für das Verständnis von Konsumhandeln im weitesten Sinn hilfreich und fruchtbar; und viele Modellvorstellungen – zu Stereotypenbildung, Einstellungswandel, Lernen und Erlernen von Gewohnheiten etc. - haben auch ihren festen Platz in der empirischen Sozialforschung; auch wenn es um „compliance“ beim Medikamentengebrauch oder um Gesundheitsverhalten (gesunde Ernährung, Aktivität, Vorsorge, etc.) geht. Um erfolgreich zu sein, darf man aber nicht nur Psychologe sein, sondern muss den Ausschnitt der Lebenswelt, den man untersuchen will – und nie erfasst man den „ganzen Menschen“ oder gar „das Ganze“ – auch mit anderen Augen sehen können: aus der Perspektive der Ökonomie oder des Marketing, der Gerontologie, ja der Politik. Wie heißt es bei Lichtenberg: „Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch diese nicht recht“. Das gilt erst recht für „die Psychologie“. Vor mehr als 40 Jahren – um diese Zeit habe ich mein offizielles Studium beendet – gab es noch kaum Bücher, in denen psychologische Konzepte auf scheinbar triviale Dinge wie Konsumententscheidungen bezogen wurden. Heute wissen wir, wie Konsumstile die Entwicklungen in einer Gesellschaft prägen können und Psychologie hilft potentiell nicht nur bei der Analyse und beim Verständnis, sondern potentiell auch bei möglichen Einflussnahmen. Mein alter Professor hat mit seiner Warnung nicht Recht gehabt. Wahrscheinlich wäre er erstaunt, in wie viele Bereiche von Wirtschaft und Gesellschaft Psychologie eingedrungen ist, bzw. wo sie eine Rolle spielen kann; vorausgesetzt man lernt, passt sie dem Gegenstand (dem bearbeiteten Thema) an und bleibt neugierig – was ihre Anwendungsmöglichkeiten und Grenzen betrifft; ja auch ihre Grenzen; das schützt vor Selbstüberschätzung. Vielleicht sollte man sich als Psychologe auch gelegentlich den Psychologen Nestroy studieren. Bei dem steht der schöne Satz: „Man kann keinem



Menschen ins ´ Herz schauen, noch weniger in die Seel ´ , denn die steckt noch hinter dem Herzen“.